Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 53

Artikel: Die Weihnachts-Ausstellung bernischer Künstler

Autor: E.R.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646309

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

(vergl. in letzter Nummer den Aufsatz „Zur heiligen Zeit"), ist in der ganzen Schweiz stark verbreitet. Daß sich der Name Wodan in Mutti umwandeln kann, ist durch viele Zeugnisse aus lebenden Dialekten und aus der Literatur bewiesen. Wir haben die Formen Wuotan, Muotan, Muotti, Müetti und schließlich Mutti.

Wir haben bis dahin zwischen Neujahrs- und Weihnachtsgebräuchen, sowie zwischen solchen, die auf altes Neujahr und alte Weihnachten fielen, nicht unterschieden. Es ist das gar nicht mehr möglich, und diese Unmöglichkeit wird verständlich, wenn wir die geschichtliche Entstehung dieser Festtage betrachten. Ursprünglich feierten die Römer den Jahreswechsel am 1. Januar, die Sonnenwende am 25. Dezember und acht Tage vorher begann ihr ausgelassenstes Fest, die Saturnalien. Die Christen dagegen feierten den 6. Januar, den Tauftag Jesu, den Epiphaniastag. Erst 354 führte der Bischof Liberius die Geburtstagsfeier Jesu ein und setzte sie auf den Tag, an dem nach römischer Auffassung sich das Tagesgestirn zu erheben begann. Dem Spruch entsprechend „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen", setzte man den Geburtstag des Täufers Johannes auf den 24. Juni an. Im 9. Jahrhundert setzte der Papst den Jahresanfang auch auf den 25. Dezember, um dem Geburtstag Jesu größere Wichtigkeit zu geben, drang aber nicht durch mit diesem Vorschlag, obschon die Kurie bis ins 17. Jahrhundert an diesem Jahresbeginn festhielt.

Ob die viel verbreitete Sitte des Verkleidens als Tier auf die Saturnalien zurückgeht, ist auch nicht einwandfrei nachzuweisen. Schon Ambrosius erwähnt sie, dann begegnet man ihr durchs ganze Mittelalter, in Predigten (6. Jahrhundert), in Bußbüchern, Konzilakten und Briefen wird sie erwähnt. Sehr ausgeprägt ist die Sitte noch im Dorf Schwarzenburg. Am „Altjahrabend" (Silvester) wird ein aus starkem Karton gefertigter Eselskopf, der durchs Jahr von einem jungen Burschen verwahrt wird, hervorgenommen; ein Bursche schlüpft hinein und wird mit einem grauen Tuch bedeckt. Zwei Stecken in den Händen ersetzen die Vorderbeine. Die übrigen verkleiden sich als Frauen oder als Chinesen, Neger und so fort und der gewandteste als Pfarrer, der humoristische Ansprachen zu halten hat. Früher sollen diese gereimt gewesen sein; leider sind sie gegenwärtig — sehr ungereimt. Jeder der Teilnehmer trägt einen Namen, sie sind auch derart, daß man sie hier nicht nennen kann. Der Zug bewegt sich unter den Klängen einer Handharfe von Haus zu Haus. In einer Sammelbüchse wird Geld und in einem kleinen Fäßchen werden geistige Getränke gesammelt. Da wird Kognak, Kirschwasser, „Bund" und „Bätziwasser" hineingeschüttet, in den Wirtschaften Bier und Wein und dieses Gemisch wird schließlich getrunken!

Edlere und schönere Sitten, wie das Neujahrssingen, soweit es nicht auf bloße Geldmacherei hinausläuft, das Beschenken und Glückwünschen — (aber nicht das dreiräppige!) sollten gepflegt und schöner ausgedacht werden.

„Ein gut glückhaftig Jahre
Wir wünschen zu dieser Stund
Von Herzen und von Grund.
Gott woll' es fügen zu
Samt seinem gnadenreichen Segen
Und was mehr g'hört darzu!"

Edouard Vallet (Klischee aus „O mein Heimatland") Begräbnis

Die Weihnachts-Ausstellung bernischer Künstler.

Will man dies Jahr unsere Kunstausstellung besuchen, so wird man kaum ohne einen gehörigen Aerger und ohne das Gefühl: Es geht wirklich nicht mehr so! davonkommen. Die Hängekommission muß geradezu eine schauderhafte Aufgabe gehabt haben; sie stand einfach vor der Frage: Wie können alle Bilder auf dem vorhandenen Platz aufgehängt werden? Die andere, wichtigere Frage nach bester Beleuchtungsart, nach Zusammenstimmen malerischer Werte mußte ganz außer Acht gelassen werden: eine künstlerische Aufgabe wurde zu einem Rechenexempel. Die Ergebnisse sind aber auch danach. Unsere Weihnachts-Ausstellung ist im Ton außerordentlich reichhaltig; sie zeugt, wenn auch nicht von selbstschöpferischer Kraft, doch von einem außerordentlich lebendigen und gesunden Kunstleben. Gesund nicht deshalb, weil sich die Künstler bestrebt hätten, das, was das Publikum von Vätertagen her als Schönheit, oft eigentlich als Gewohnheit anzusehen geneigt war, nun auch in Zukunft brav weiter zu malen. Sondern sie ist gesund dadurch, weil neben den „konservativen", ihrer Mittel sicheren Malern, wie etwa U. W. Züricher, Baumgartner, Tièche, Wilhelm Balmer es sind, auch die Reifwerdenden, Stürmischen, wie Morach, Brügger und Plattner sie repräsentieren, gut pertreten sind, und weil dazwischen eine ganze Reihe geht, die alle neuen Mittel sorgfältiger prüft, aber sich dem einmal als berechtigt Anerkannten nicht verschließt. Nennt man aber die Namen Balmer und Morach, so sind zwei Welten gezeichnet, Blicke in zwei ganz verschiedene Länder tun sich auf. Eine gute Kunstausstellung sollte imstande sein, jede dieser Welten in sich abgeschlossen zu zeigen; man sollte sie wenigstens einmal rein studieren können, sollte hören können, was sie sagen, ohne das ständige Dreinreden einer ganz andern Art im Ohre zu haben. Welch grauen-

hafter Wirrwarr herrscht da in unserer Ausstellung! — Da hängt an der einen Wand ein Bild von Tschan in Gunten, gemalt wie ein schlechter Oeldruck — und auf der andern Seite rufen die Bilder Morachs, Krebs u. a. Nun soll das zusammengeigen! Oder hinten in der „guten Stube" leuchtet ein Hodlerbild mit den singenden, hellen Farben; gleich daneben schaut der Prophetenkopf Stecks mit seinem geschlossenen, stummen Kolorit. Eines schlägt das andere tot. Es kommt heraus: Statt einer Kunstausstellung, in der man sich sammeln könnte, um zu lauschen, haben wir einen Jahrmarkt, auf dem allzuleicht der am ehesten bemerkt wird, der am lautesten schreit. Man wird nie zur Ergriffenheit gezwungen, man findet höchstens dies und das interessant, und ist man genugsam herumgebummelt, dann entdeckt man in irgend einer Ecke noch einige Plastiken. So wird unsere bernische Kunstausstellung behandelt; sie, die qualitativ weitaus die beste aller lokalen schweizerischen Ausstellungen ist, muß sich immer noch in einen Winkel schüpfen lassen, weil es an einigen tausend Franken fehlt, die heute für den Kriegswahnsinn in jeder Sekunde mehrfach verpufft werden. Die Zürcher, die Winterthurer, die Genfer haben ihr Heim. Wann baut die Großstadt Bern ihren Künstlern die Ausstellungshalle?

Bevor man einmal beide Kunstrichtungen abgeschlossen, als rundes Ganzes sehen kann, wird man gut tun, mit dem Urteil zurückzuhalten und besonders jedes Schnellfertigsein draußen zu lassen. Es kann auch hier nicht meine Aufgabe sein, eine Auseinandersetzung mit der futuristischen und kubistischen Kunstauffassung durchzuführen. Es sei nur folgendes zu bedenken gegeben: Morachs Bild „Sterbender Soldat" sucht eine ganz neue Ausdrucksweise. Will man diesem Bild gerecht werden, so darf man nie vergessen, daß es bewußt jede Tradition ablehnt. Es will also gar nicht verglichen werden mit den Bildern, die eine Treppe höher hangen. Marinetti, der „Begründer" des Futurismus, hat die wütendsten Pamphlete gegen die Museen und die Kunst der Alten geschrieben; nach ihm wäre es geradezu eine Heldentat und ein Kultursegen, wenn alle Museen mit Petroleum begossen und angezündet würden. Diese Ablehnung alles Bisherigen liegt in den Bildern unserer Futuristen. Gewiß ist sicher, daß bei einer so revolutionären, stürmischen, bewußt übertreibenden Bewegung mancher mitläuft, der wohl tapfer Lärm machen und mit der Faust boxen kann, der sich ganz gut zum Brandstifter eignet, der aber selbst vom heiligen Feuer nicht gepackt wurde. Aber eine revolutionäre Bewegung darf nicht entschieden werden nach den Mitläufern; die futuristische darf nicht nach Plattner u. a. beurteilt werden. Gerade Plattner scheint mir den Grundsatz: Faust aufs Auge! recht gut zu verstehen. In der futuristischen Bewegung ist das Malobjekt nichts, die Malweise alles. Folglich malt Plattner einen Nachttisch mit den banalen Gegenständen Weckeruhr, Zündholzschachtel, Wasserglas ꝛc., malt es in einer der stickigen Schlafstubenluft entsprechenden stickigen Farbe. Aber auch hier entscheidet die künstlerische Ehrlichkeit, die nicht mehr sagen läßt, als man zu sagen hat. Man wendet sich am besten an Morach. Sein sterbender Soldat zeigt das Erschaffte, Willenlose eines toten Körpers. Es ist der sterbende Soldat. So sterben heute die Millionen. Und das Weh packt die Natur. Die Häuser brechen zusammen, die Bäume recken wie drohende Klagefinger gen Himmel. Dies stellt Morach wirklich dar. Die Häuser müssen ihre Klage schreien. Alle Wände sind gebogen, eingeknickt. Das ganze Bild ist nur ein Symbol, eine Vision. Man hat es zu nehmen oder zu lassen. Auf keinen Fall aber soll man dem Künstler die Beleidigung antun, ihn zu bedauern, dies und das schöner zu wünschen. Eine ehrliche Ablehnung ist besser. Den Gefahren der futuristischen Kunst droht Morach freilich zu erliegen. Er kommt über dieselben Symbole nicht mehr weg. Immer sind es die gleichen brechenden Wände, dieselbe Natur, die über ihre Klage reflektiert, statt sie zu fühlen. Das ist der Fluch jeder Kunst, die das Dämmerhafte, Unwirkliche wirklich machen will. Sie wird gröber, statt innerlicher.

Unter den vielen Bildern packen zunächst die drei Bielerseelandschaften Ernst Geigers. Der Maler hat jahrelang um seinen Stil gerungen, er hat immer und immer wieder den gleichen Stoff vorgenommen, bis er ihn gemeistert und bis seine Farbe so durchsonnt geworden ist, wie es heute der Fall ist. Ferdinand Hodler stellt zwei Frauenporträts aus, die wieder alle guten Eigenschaften Hodlers aufweisen, ohne im übrigen zu überraschen. Die Entwicklung Senns interessiert weit mehr. Seine Farben sind seltsam matt, fast traurig, im Zusammenklingen aber von reinstem Wohllaut. „Zynien" und „Herbstlicher Apfelbaum" zeigen jenes Zurückdrängen allzulauter Farben, wie es auch in den Werken Emil Prochaskas zu bemerken ist. Sein Kastanienbaum ist ein Bild von herbster Geschlossenheit und inniger Keuschheit. An den Kubismus lehnt sich Ernst Linck in einer Zeichnung ganz leicht an. Sein Porträt des Bildhauers Perincioli ist sehr gut durchmodelliert, kräftig und einfach im Ausdruck. Ein Bild von niederdrückender Wucht ist Leo Stecks „Trauer"; gerade es empfindet, obschon am günstigsten Ort, noch lebhaft die Ungunst des Ausstellungsraumes. Auf den rassigen Prophetenkopf Stecks wurde schon aufmerksam gemacht; die Farbe ist hier auch überzeugender als im erstgenannten. Emil Cardinaux stellt eine kleine, sehr sorgfältig gemalte Landschaft aus, die aber etwas kühl läßt. Immer wieder erfreuen die sichere Technik Adolf Tièches, dessen „Herbstmorgen auf der Frutt" mehr sagt als die beiden virtuos gemalten Schloßhöfe, die flüssige Malweise Christian Baumgartners, die frohen Farben und die gute Durchzeichnung (besonders im Porträt des Gemeindepräsidenten!) U. W. Zürichers und die feine, ruhige Art Wilhelm Balmers, dessen vornehme Kinderporträts hier fast verloren gehen. Manch feines Bildchen wäre noch zu erwähnen: Gottfried Straßers Tempera-Bilder, Bracks Riesenlandschaft, Surbecks Porträt. Der Platz erlaubt nur noch den Hinweis auf die Plastik. Hier ragen zwei Künstler hervor: Hermann Hubacher durch seine ruhig schönen, adeligen Köpfe, über denen immer ein leises, ironisches Lächeln schwebt, durch seine gelassen-zarte Majolikagruppe, und Karl Hänny, dessen „Ugolino" durch seine unerhörte Kraft des Ausdruckes das erschütterndste Werk der Ausstellung bildet. E. R.

Zu unseren Bildern.

Die Klichees zu den beiden Holzschnitten, sowie zu den übrigen Illustrationen in dieser Nummer stammen aus dem feinen Kalender „O mein Heimatland 1917", herausgegeben von Ed. Neuenschwander (Verleger: Dr. G. Grunau Bern, Rascher & Cie., Zürich und R. Burkhardt, Genève). Der Kalender enthält einen ganzen Zyklus von Valloton-Holzschnitten; schon diese Holzschnitte allein machen das neue Kalenderbuch wertvoll. Vallotons Kunst läßt keine Begrenztheit erkennen. Mit eben derselben Sicherheit behandelt er Porträts, wie Landschaften, das Einfache, Ruhende, wie das Zusammengesetzte, Belebte. Die beiden Holzschnitte, die auf Seite 630 und 631 hiervor widergegeben sind, bilden ein Beispiel hiefür.

Der Kalender ist ein eigentliches Kunstjahrbuch; die Fülle der Künstlerbilder, der interessante, reich illustrierte Aufsatz über das schweizerische Plakat von Dr. H. Röthlisberger stempelt es dazu. Stark betont ist der Walliser Edouard Vallet mit seinem männlich derben und doch wieder so wohltuend weichen Realismus. Neben ihm kommt Albert Welti, Sohn, mit einigen stark an den Vater Welti gemahnenden Truhenbildern zum Wort; ferner der liebenswürdige Karl Itschner, die Radierer Hans Alber und Fritz Mock. — „O mein Heimatland" ist im übrigen ein Unterhaltungsbuch bester Observanz. Das textliche Hauptstück ist Heinrich Federers merkwürdige, aber stilstarke Hornissen-Geschichte. Mit Sizzen und Märchen und Gedichten haben ferner beigetragen: J. Jegerlehner, A. Huggenberger, Sophie Hämmerli-Marti, Henry Spieß, Noelle Rogger, Robert de Traz und J. Reinhart. — Der „Kalender" sei unseren Lesern warm empfohlen.

—— Nachdruck aller Beiträge verboten. ——